

## **Das Ende der „Dritten Welt“ und die Rückkehr der großen Theorie. Eine autobiographische Retrospektive.**

von Ulrich Menzel

Auch der autobiographische Blick wird geschärft durch den zeitlichen Abstand. Die Jubiläumsausgabe des „Journals für Entwicklungspolitik“ des Jahres 2009 ist ein schöner Anlass, sich der eigenen Beiträge zum Fortgang der Disziplin zu erinnern. Darunter war sicherlich meine These vom „Ende der Dritten Welt und dem Scheitern der großen Theorie“, 1990 aufgestellt, aber auf einer Vorgeschichte basierend, die bis 1981 zurückreicht, der einflussreichste. Erst Jahre später ist mir klar geworden, dass ich damit einen Beitrag zur Endism-Debatte geliefert habe, die Anfang der 1990er Jahre in Reaktion auf das Ende des Ost-West-Konflikts das Ende von allem und jedem prognostizierte.

Ausgangspunkt war die rein akademische Frage, 1981-1984 Gegenstand eines empirisch angelegten Forschungsprojekts, ob die Schwellenländer der ersten Generation in Asien im Lichte der europäischen Erfahrungen Fälle einer erfolgreichen nachholenden Entwicklung sind. Die damalige Antwort lautete „ja“, was für das linke Spektrum der entwicklungspolitischen Diskussion anstößig wirkte, zumal sie weitreichende theoretische Folgen hatte, wurde so doch das dependenztheoretische Dogma „Einmal Dritte Welt, immer Dritte Welt“ in Frage gestellt.

Der empirische Befund und die theoretischen Konsequenzen wurden 1983 in dem PVS-Aufsatz „Der Differenzierungsprozess in der Dritten Welt und seine Konsequenzen für den Nord-Süd-Konflikt und die Entwicklungstheorie“ zusammengefasst. 1984 folgte das „Indikatorenmodell zur Bestimmung von Schwellenländern“ als theoretisch anspruchsvoller Versuch, die Erkenntnisse aus Fallstudien zu Südkorea und Taiwan zu verallgemeinern.

Beide Texte fanden auch internationale Verbreitung durch die Übersetzung in diverse Sprachen.

Einflussreicher war allerdings der zweite Aufschlag, wieder in der PVS, des Jahres 1991 über „Das Ende der 'Dritte Welt' und das Scheitern der großen Theorie“. Heute würde man so etwas konstruktivistisch nennen. Hierbei ging es im Kern um die Dekonstruktion entwicklungspolitischer Mythen, die damals ein zähes Leben führten, wie um die Infragestellung der Grand Theories, die dank des zugrunde liegenden Strukturalismus globale Erklärungen für Entwicklung und Unterentwicklung anboten und ebenso globale entwicklungspolitische Rezepte propagierten. Damals war wohl gemerkt nur das Ende des Konstrukts "Dritte Welt" gemeint und keineswegs die Existenz von Entwicklungsproblemen geleugnet.

Als sich herausstellte, dass das Ende des Ost-West-Konflikts nicht nur Konsequenzen für die „Erste“ und „Zweite Welt“, sondern gerade auch für den definitiven Rest hatte, offenbarte sich, dass der Ost-West-Konflikt auch sein Gutes, nämlich die Stabilisierung der vielen postkolonialen Konstrukte bewirkt hatte. Die auf den Staatszerfall reagierende Katastrophenhilfe, später zur humanitären Intervention erhöht, bildete den Hintergrund des in einer Nacht geschriebenen und als Weckruf gedachten Beitrags für die Frankfurter Rundschau vom 3.6.1991 unter dem Titel „Die Hilfe hilft nicht. Treuhandschaft wäre ein Weg“. Wenige Tage zuvor lieferte die Wirkung eines einschlägigen Fernsehberichts den aktuellen Anlass, als die Säcke mit den Hilfsgütern mangels Alternative vom Flugzeug aus abgeworfen wurden, noch dazu zerberstend ins Wasser fielen und die herbeieilende Bevölkerung die Verteilung per Faustrecht regelte. Der Hintersinn des Artikels war die Botschaft: Die Idee, der Westen könne alle Probleme dieser Welt lösen, es ist nur eine Frage von immer neuem Geld, immer neuen Ideen und immer neuen Projekten, stimmt nicht. Entwickeln kann sich jede

Gesellschaft letztlich nur selber. Sehr viel bescheideneres Ziel sollte deshalb sein, dort wo die Not am größten ist, globale Sozialhilfe zu leisten und dieses, wo nötig, in geordnete Bahnen zu lenken, wenn die lokalen Behörden dazu nicht in der Lage sind, in den später sog. fragilen Staaten gar nicht mehr existieren.

Die Wut der Reaktionen zeigte, dass ein Nerv getroffen war, ging es doch am Ende ganz fundamentalistisch um den Vorwurf des Neokolonialismus, die Neuauflage der Ideologie des „white mans burden“. Inzwischen haben sich die Wogen geglättet und die „Responsibility to Protect“ der UNO hat den Widerspruch zwischen Souveränitätsprinzip und der Wahrung der Menschenrechte aufgelöst. Wenn ein Staat nicht mehr in der Lage ist, seine Bevölkerung zu schützen, hat er auch seine Souveränität verloren, so dass nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht der Weltgemeinschaft für humanitäre Intervention besteht. Doch so weit war die Welt 1991 noch lange nicht.

Der Zeitungsartikel löste eine Anfragemasse nach Vorträgen und Podiumsdiskussionen aus. Ein Vortrag in Berlin vom 8.10.1991, über den der Berliner Tagesspiegel berichtete, fand die Aufmerksamkeit meines Lektors im Suhrkamp Verlag. Er gab mir eine Woche Zeit, meine zum Thema vorliegenden Texte zu einem Buch zusammenzustellen, das wenige Monate später außerhalb des angekündigten Verlagsprogramms unter dem Slogan „Das Ende der Dritten Welt“ erschien und bis 1997 vier Auflagen erzielte. Mein erster Bestseller.

Danach ging es, angefeuert durch die bis 1992 in der Frankfurter Rundschau sich hinziehende Debatte, erst richtig los. Alles in allem dürften bis 1994 30-40 Auftritte gefolgt sein. Höhepunkte waren ein Streitgespräch mit Elmar Altvater am 12.1.1994 im Haus der Kulturen in Berlin vor ca. 500 Teilnehmern, das Referat auf dem 19. Kongress der DVPW am 27.8.1994

in Potsdam und eine Einladung des Vorstands der GTZ am 24.1.1992 in Eschborn.

Auch diverse Termine in Österreich und der Schweiz gehörten dazu. Hervorheben möchte ich, noch ganz im Vorfeld, einen Vortrag vor dem Mattersburger Kreis am 28.5.1987 in Graz. Es ging ganz harmlos um die Frage, ob die ostasiatischen Schwellenländer als Modelle dienen könnten. Selbst darauf, so meine Erinnerung, lautete die empörte Reaktion: Das sei jetzt auch in Österreich die Wende in der entwicklungspolitischen Diskussion. Doch war dies offenbar damals bereits Minderheitenmeinung. Jedenfalls wurde ich eingeladen, Mitglied des „Board of Editors“ des „Journals“ zu werden. Ein Aufsatz von 1993 in der ÖZP „Nach dem Ost-West-Konflikt: Was wird aus der 'Dritten Welt'“? fasste alle Argumente noch einmal zusammen, nicht ohne auch dort eine wütende Replik zu provozieren.

Ging es ursprünglich nur um die Dekonstruktion des Begriffs "Dritte Welt" und der vielen entwicklungspolitischen Mythen, so stellte sich Ende der 1990er Jahre vor dem Hintergrund des fortschreitenden Staatszerfalls das Problem radikaler. Nicht nur der Begriff, sondern die Sache selbst, eben viele Teile der ehemals "Dritten Welt", lösten sich auf. Damit offenbarte sich, dass die Entwicklungsprobleme in manchen Teilen der Welt, gerade in Afrika südlich der Sahara oder in Zentralasien, viel fundamentaler sind, es um Staatlichkeit schlechthin und nicht bloß um wirtschaftliche oder soziale Problem geht. Exemplarisch für die Radikalisierung der Position war das Symposium für Franz Nuscheler am 23.4.1998 bei der Friedrich-Ebert-Stiftung oder der DVPW-Kongress des Jahres 2003 in Mainz, wo die Sektion Entwicklungstheorie und Entwicklungspolitik ein Streitgespräch zwischen Menzel und Nuscheler organisierte. Demnach verwischten sich die Grenzen der Disziplin zur Friedens- und Konfliktforschung.

Die neue Sichtweise schärfte sich weiter, als dass das Schwellenländerphänomen in Asien sich ausweitete. Japan war nicht der Sonderfall, die erste Generation nicht weitere Sonderfälle, sondern, seit die zweite und dritte Generation hinzugetreten sind, alles offenbar die Regel. Das lang anhaltende Hochwachstum von China und jetzt auch Indien hat den Kontrast zu Afrika dramatisiert und deutlich gemacht, dass Asien einen Verdrängungswettbewerb auf den Westen ausübt. Damit verkehrt sich die Entwicklungsproblematik, verstärkt durch das Argument der großen Zahl. Was auch immer China und Indien machen, es hat immer gravierende Konsequenzen für andere.

Diese Erkenntnis hat nicht nur André Gunder Franks „ReOrient“ und die Rückkehr des Nullsummendenkens produziert, sie hat mich zu der These gebracht, dass die große Theorie zurückkehrt - allerdings mit noch größerer Reichweite als die alten Großtheorien von Entwicklung und Unterentwicklung reklamierten. Meine neue These lautet: Es kann gar keine besondere Entwicklungstheorie im Sinne des antiquierten Bezugs geben, sondern Entwicklungstheorien sind immer nur Teil der großen Theorie über Globalisierung und Fragmentierung im Weltmaßstab, über den Aufstieg und Niedergang der großen Mächte und Zivilisationen, über imperiale und hegemoniale Weltordnungen und deren Verfall. Nur so wird deutlich, warum Asien auf dem Vormarsch, der Westen auf dem Rückzug und warum Afrika zum Spielball Chinas statt zum Spielball Europas geworden ist.

Was ist die Erfahrung, wenn ich auf die Stationen der Beschäftigung mit dem Thema zurückblicke? Es hat fast alles gestimmt, auch wenn ich der Zeit bisweilen etwas voraus war. Den vielen heftigen Reaktionen nach dem Motto, dass immer der Bote für die schlechte Botschaft verantwortlich gemacht wird, folgten später die zustimmenden Zitate und Fußnotenverweise.

In der Sache selbst hat sich vermutlich viel weniger geändert, als in der Art und Weise, wie diese betrachtet wird. Das gilt für die Erfolge in Asien, die eine sehr lange Vorgeschichte haben und in den 1970er Jahren mit Misstrauen beäugt wurden, während umgekehrt jeder noch so kleine Erfolg in einem tansanischen Uyamaa-Dorf bejubelt wurde. Der kritische Blick ist sehr viel nüchterner geworden. Das ist gut so. Schade ist nur, dass das Interesse, die entwicklungspolitische Aufmerksamkeit so gering geworden ist - es sei denn, die Entwicklungspolitik lässt sich sicherheitspolitisch instrumentalisieren im Kampf gegen die neuen Herausforderungen, wie sie z.B. in der NSS der USA formuliert werden. Damit wäre die Entwicklungspolitik wie die ihr zugrunde liegende Theorie wieder Opfer. Nicht mehr des Ost-West-Konflikt, wie zu Zeiten der Entwicklungsdekaden der 1960er bis 1970er Jahre, sondern des neuen Nord-Süd-Konflikts, der als sicherheitspolitische und wirtschaftspolitische Herausforderung begriffen wird. Der Westen ist nicht mehr Gewinner, sondern auch Verlierer der Globalisierung. Diese manifestiert sich auch in der strukturellen Heterogenität des Westens, dem Anfang der "Dritten Welt" im Norden.

Alle genannten Titel und Angaben sind dokumentiert unter <http://www-public.tu-bs.de:8080/~umenzel/>